

La population, de Vallorbe du XVIe au début du XIXe siècle. Démographie d'une paroisse industrielle jurassienne [Lucienne Hubler]

Autor(en): **Bietenhard, Benedikt**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **42 (1992)**

Heft 3/4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Grundsäulen der Erde», werden wir belehrt, auf der ganzen Erde nur noch vom Mont Blanc als «Nebenbuhler» erreicht. «Die Pyrenäen, die Alpen, der Apennin, der Krapak, das ganze Land von Cadix bis Kamtschatke ist niedriger als er.» «Deutschland, Frankreich, die Niederlande und Italien betrachten den Gotthard mit dankbarer Ehrfurcht» (S. 59). Auch sonst weiss der Autor genau, wie sein Bezugssystem aussieht: «Die Freyheit kömt aus dem Norden», verkündet er, obwohl er etwas später dann doch auf «Athen und Florenz» (S. 62–63) hinweisen muss. Purer angewandter Montesquieu – dieses Idol der frühen und auch noch der späteren Jahre – ist eine Expektion wie die folgende: «Die helvetische Freyheit ist eine schöne Pflanze. Ich sehe sie noch klein. Ich beobachte ihre Entwicklung, ihre Zweige; aber ihre Wurzel ist in den Wäldern der Germanier verborgen. Was gäbe ich, den Ursprung des Volks der drey Länder zu kennen!» (S. 66). Nicht selten zeichnet sich eine dialektisch gefärbte Vorliebe für einen historischen Dreitakt in der Freiheit – alte Freiheit / Unfreiheit / neue Freiheit – ab, am einleuchtendsten etwa in der Geschichte Luzerns, wo den schönen Zeiten der harmlosen Abtherrschaft («Luzern, glücklich und ruhig, hörte kein Geräusch, als das Geräusch der Ruder und der Werkzeuge der Industrie» (S. 99), die unglückliche habsburgische Bedrängnis und schliesslich die wiedererlangte Freiheit im Bund der Eidgenossen folgten. Moralisierende Sentenzen kommen alle paar Seiten vor (etwa S. 107: «böse Bürger sind tausendmal gefährlicher als die Armeen der Ausländer»). Der Leitchronist ist – wie könnte es anders sein? – Tschudi, dem Müller gestrafft auch in der Tellensage folgt. Der stete geschichtliche Begleiter der jungen «Bundesrepublik» aber ist das Haus Habsburg, mächtig, arglistig und gerade damals (1777) – man denke an Müllers Sorgen vor den Expansionsabsichten Wiens in der Ära des Fürstenbundes – keineswegs harmlos. Das «Vergrösserungssystem» mahnt zur Vorsicht. Auch die dynastischen Hausteilungen gereichten dem Kontinent nicht zum Vorteil. «Aus der Theilung der Staaten sind hergekommen, ausser der Nothwendigkeit vieler Erpressungen, der Verfall der obersten Macht und der Geseze, eine grosse Schwäche in Absicht auf die Benachbarten, nebst vielen innerlichen Kriegen, begleitet und beschlossen mit ihren gewöhnlichen Abscheulichkeiten» (S. 201). Das Buch, das bis ins frühere 15. Jahrhundert führt und das eine «allgemeine Aussicht» in Richtung Zürichkrieg beschliesst, hat gegenüber der späteren und weit umfassenderen Version auch gewisse Vorteile. Nicht nur wirkt es konzentrierter, die Sprache ist auch noch einfacher, ohne die dann üblich gewordene Vorliebe des Autors für antike Stilisierung mit ihren komplizierten Satzbauten. Bemerkenswert doch auch, was der fünfundzwanzigjährige, durch kein systematisches Geschichtsstudium hindurchgegangene junge Gelehrte an Quellenwissen autodidaktisch in sich aufgesogen hat.

Müller rang sich mit diesem Werk zum Beruf des Historikers durch, den es damals eigentlich noch gar nicht gab. Aus dem dokumentarischen Anhang geht hervor, wie schwer er sich darum mühte, dem Vater seinen Entschluss nahezubringen, auf die Theologie als Brotberuf definitiv zu verzichten. Es ist ein grosses Verdienst von Doris und Peter Walser-Wilhelm, dieses bedeutsame Dokument schweizerischer Historiographie des 18. Jahrhunderts, auf das sie im Verlauf ihrer editorischen Forschungen über Bonstetten stiessen, in seiner Bedeutung neuerlich erkannt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.

Zürich

Peter Stadler

LUCIENNE HUBLER, *La population, de Vallorbe du XVI^e au début du XIX^e siècle. Démographie d'une paroisse industrielle jurassienne*. Lausanne, Bibliothèque Historique Vaudoise, 1984. 529 S. (BHV,78).

Es ist für die Herausgeberschaft wie auch für den Rezensenten selbst nicht unproblematisch, ein Werk anzuzeigen bzw. zu besprechen, dessen Erscheinen acht Jahre – im Wissenschaftsrhythmus eine kleine Ewigkeit – zurückliegt und das sich längst eine

hervorragende Stellung in der demographischen Fachliteratur der Schweiz erobert hat, auch wenn die Gründe, die eine rechtzeitige Besprechung verhinderten, ausserhalb der Betroffenen zu suchen sind. Nichtsdestoweniger machen Thema und Qualität des Buches eine nochmalige Lektüre zur angenehmen Pflicht.

In ihrer umfangreichen Studie, die in der renommierten, von Colin Martin betreuten Reihe der «Bibliothèque Historique Vaudoise» erschienen ist, befasst sich L. Hubler mit einer Gemeinde, die in verschiedener Hinsicht aus dem Rahmen der bis dahin demographisch erforschten Regionen in französischen und schweizerischen Untersuchungen fällt und auch für die Waadt nicht unbedingt typisch ist. Vallorbe war im 18. Jahrhundert eine reformierte, früh industrialisierte Juragemeinde, die ökonomisch geprägt war durch verschiedene Branchen der Eisenverarbeitung, vor allem Nagelschmieden, zu denen sich Uhrmacherei und Steinschneiderei gesellten. Verhältnismässig unbedeutend war dagegen die kleinräumig strukturierte Landwirtschaft, die dem Dorf bloss noch ca. ein Drittel seiner benötigten Lebensmittel verschaffen konnte. Gerade das scheinbar atypische an Vallorbe aber schärft der Autorin den Blick für die vielfältigen Bedingungen, denen die alteuropäische Bevölkerungsweise unterlag. Vallorbe ist eine Gemeinde, die sich im 18. Jahrhundert bereits im Übergang zur modernen europäischen Demographie befindet, sowohl was Haushaltsstruktur und Altersverteilung als auch was Lebenserwartung und Familienplanung betrifft. Mit seinen rund 1000 Einwohnern weist Vallorbe auch eine für eine mehrere Jahrhunderte umfassende bevölkerungsgeschichtliche Studie geradezu ideale Grösse auf: weit genug entfernt von den Zufälligkeiten der kleinen Zahlen, aber auch nicht zu gross, um den Historiker in der Masse des Zählbaren untergehen zu lassen. Das Eigentümliche der Demographie von Vallorbe besteht gemäss Hubler in der Kombination der Charakteristika von Berg- und Industrieregion und reformierter Gemeinde, die von Einflüssen aus Genf und Frankreich berührt wird.

Natürlich lassen sich aus der Fülle der von Hubler vorgelegten Ergebnisse nur einige wenige herauspicken. So interessiert zum Beispiel, dass die Autorin für Vallorbe einen für alteuropäische Verhältnisse überdurchschnittlich guten Gesundheitszustand der Bevölkerung registriert, der sich besonders positiv von ost- und zentralschweizerischen Untersuchungsgebieten – nicht nur des Hirtenlandes – abhebt. Das in diesem Bereich sichtbar werdende West-Ost-Gefälle in der Schweiz konnte seither durch weitere Studien erhärtet werden. Es überlagert die üblichen Stadt-Land-Unterschiede und konfessionellen Divergenzen. Den Wandel von Strukturen der *longue durée* zwischen 1650 und 1800 kann die Autorin sehr schön an den Beispielen der Lebenserwartung und der Fruchtbarkeit demonstrieren. Gerade bei letzterer sind ja verändertes Verhalten und sich verändernde Mentalität aufs engste aufeinander bezogen. Für Hubler steht unzweifelhaft fest, dass die Vallorberinnen spätestens gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre Geburtenzahl beschränkten. Sie partizipierten damit an dem säkularen Wandel des Verhaltens, der die Städte vor dem Land, reformierte vor katholischen, westeuropäische vor mittel- und osteuropäischen Gebieten erfasste; ein Wandel, der auch zeitgenössischen Beobachtern nicht verborgen blieb, wie die Autorin an einigen schönen Zitaten belegt: «Les laboureurs ne craignent point le trop grand nombre d'enfants; au contraire, ils les envisagent comme un trésor et une source de richesses... il n'en est pas de même des habitants des villes; ils se croient pauvres et ruinés quand ils ont plusieurs enfants», tadelt Benjamin Carrard 1765 seine waadtländischen Zeitgenossen. Das Eindringen familienplanerischen Verhaltens in die Vallorber Haushalte erklärt die Autorin mit der interessanten These eines Verhaltenstransfers von Genf nach Vallorbe: Junge Vallorbières, die in Haushalten der Aristokratie und Bourgeoisie Genfs dienten, hätten dort die Möglichkeit, die Grösse der Familie zu limitieren, kennengelernt und in ihr eigenes Familienleben hinübergenommen. Die Autorin hütet sich aber, dieser Erklärung mehr als den Rang einer originellen und recht stichhaltigen Hypothese zuzugestehen, wie überhaupt ihre Ausführungen geprägt sind durch wissen-

schaftliche Gründlichkeit und Akribie. Jedes der grossen Kapitel wird mit eingehenden methodischen Reflexionen eingeleitet, die Schlussfolgerungen werden sorgfältig abgewogen und begründet. Dennoch hat es die Autorin verstanden – und dies ist nicht ihr geringstes Verdienst – ihr Thema nicht trocken, sondern überaus spannend und auch dem fremdsprachigen Leser gut verständlich abzuhandeln.

Ein ausführlicher Apparat und verschiedene Register beschliessen das gewichtige Werk, das als Dissertation von den Lausanner Professoren Alain Dubois und Paul-Louis Pelet betreut wurde.

Thun

Benedikt Bietenhard

PHILIPPE GERN, SILVIA ARLETTAZ, *Relations franco-suissees au XIX^e siècle. La confrontation de deux politiques économiques*. Genève, Georg Editeur, 1992. 355 p.

C'est avec obstination et patience que Philippe Gern a mené à bien son vaste projet d'étude des relations commerciales et diplomatiques franco-suissees. Celui-ci se présente à nous en forme de diptyque. Publiée en 1970, sa thèse de doctorat fut consacrée, avec quelques autres travaux, au XVIII^e siècle¹. Aujourd'hui, avec la collaboration de Silvia Arlettaz, Gern nous offre le deuxième volet, couvrant un autre siècle d'histoire, de 1815 à 1906. Commençons donc par saluer la cohérence de ce projet de longue haleine – plus de vingt ans de recherches – qui, de l'ancienne Confédération de cantons souverains à la Suisse moderne, nous permet d'assister à l'éclosion et à l'affirmation d'une politique commerciale courageuse, prenant souvent à rebrousse-poil nos partenaires économiques en Europe.

Remarquons ensuite que l'Ecole des Annales n'a pas réussi – et c'est heureux – à enterrer l'histoire «événementielle». Dans ce livre, politique, institutions, hommes d'Etat et diplomates occupent magistralement le devant de la scène, tandis que dans l'ombre des coulisses s'agitent groupes et groupuscules de pression: chambres de commerce, syndicats professionnels, associations ouvrières, agricoles, etc., les éternels frustrés des accords bilatéraux. De Louis-Philippe et de ses complaisances à l'égard de la Suisse, à Méline le protectionniste, Méline le «croque-mitaine», les auteurs ont extrait du bestiaire ministériel, parlementaire et diplomatique de la France des images infiniment plus hautes en couleur, il faut l'avouer, que celles offertes par l'animal politique suisse. Du choc des perceptions, de l'évaluation des forces et des faiblesses du partenaire, de l'affrontement des idées sont nées diverses stratégies de réglementation des échanges: l'ouvrage démontre à quel point les politiques douanières conditionnent les orientations géographiques du commerce extérieur, en modifient la structure par produits et en influencent le volume. Chiffres et graphiques sont là, évidents, qui reflètent les conséquences contrastées des pratiques protectionnistes ou libéralisantes, les rigueurs du tarif, ses rémissions. Gern et Arlettaz ont trouvé dans les séries statistiques de l'Administration française des Douanes un apport quantitatif de poids, sans équivalent en Suisse au XIX^e siècle.

En gros, ce siècle de relations bilatérales se découpe en deux parties, mises en scène alternativement par les deux auteurs. 1815–1860: sur l'échiquier continental du négoce, les positions sont passablement figées. L'escalade protectionniste en Europe et plus encore les lois prohibitives de la France atteignent pratiquement tous les produits d'exportation helvétiques. Ainsi répudiée par le Royaume voisin qui, depuis la Paix perpétuelle de 1516, en avait fait un partenaire privilégié, la Suisse, tout en restant un client d'importance, eut à détourner ses exportations du marché français. Non contente de jouer ses atouts outre-mer, elle lorgna encore du côté des Etats germaniques: l'Union douanière allemande était toute prête à l'englober... Ce fut là une hantise permanente

¹ *Aspects des relations franco-suissees au temps de Louis XVI. Diplomatie – Economie – Finances*. Neuchâtel 1970.